

Die Neue Welt

Nr. 38

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Gelestyne.

Novelle von Jan Ner. Autorisierte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Franta Hajek.

(Fortsetzung.)

Beruhigt verließ der Ingenieur die Station und schlug den Waldweg ein, der gegen Pribislavitz führt. Lange blieb er jedoch nicht. Der Reiz des duftgeschwängerten Abends eines heißen Junitages vermochte ihn nicht gänzlich zu fesseln, und bevor noch die Finsternis eintrat und das einsame Gebäude auf dem Platze der künftigen Bahnstation von Stalitz von der übrigen Welt abschloß, sah der junge Mann schon wieder über seiner Arbeit.

Aus langen, kreuz und quer zusammen gestellten Bifferreihen suchte er die Durchschnittszahlen zu gewinnen, rechnete nach und verglich, und es war bereits nahe an Mitternacht, als er endlich sein einfaches Zimmer betrat.

Er trat an das Fenster und schaute zu dem sternklaren Himmel empor, und sein Blick blieb auf dem zackigen Rande einer auf dem nördlichen Horizont sich aufstürmenden Wolke haften. Es „weiterleuchtete“, das heißt, hinter den schwarzen Wolken in der weiten Ferne wütheten die entseffelten Elemente und peitschten mit hundertfachen Ruten die bebende und ätzende Erde, und ein Donner Schlag nach dem anderen verbreitete Angst und Entsetzen in den Herzen von Tausenden. Und hier sah es doch so spasshaft aus, als wäre das weite Firmament besät mit kleinen Pulverhäufchen, die von muthwilligen Knaben angezündet werden. Rechts und links erglühete und leuchtete es, bald bligte es oben, bald in der Tiefe, und bald erschien nur der Saum der schweren herabhängenden Wolke wie in flüssiges Gold getaucht.

So kindlich und so amüßant erscheint also ein verderbenbringendes Gewitter aus der Entfernung von zwanzig, dreißig Meilen. Und ebenso kleinlich und matt verköschlich auch am Firmament der Menschheit nach zwanzig, dreißig Generationen alle Gewitter, alle Regungen und Strebungen unseres Zeitalters.

Die Katastrophen in der Weltgeschichte sind wie Protuberanzen der Sonne. Die Menschheit rafft sich auf und erhebt sich bis zu den Höhen ihres Olymps, und nach Jahrhunderten fixirt irgend ein Forscher mit seinem Teleskop unsere gewaltige Explosion wie eine flüchtige Episode und — registriert sie; er hat ein paar Zeilen mehr — zu jener und jener Zeit erhob sich eine Protuberanz zu der und der Höhe und — erlosch wieder. Mit der Zeit fressen die Motten die paar Zeilen auf, und die ganze Geschichte ist aus.

Trotz dem gewichtigen Ernste seines Monologs blieb der Ingenieur von dem Pessimismus unangekränkt, als er sein Lager aufsuchte. Sein geistiges Auge schweifte von den Himmelshöhen wieder auf die trümmerbesäten Felder des Stalitzer Bahnhofes

herab, und sein Geist kehrte von dem Zentralstern unseres „Weltalls“ wieder zurück zu seinen profaischen Rechnungen. In Gedanken ging er wieder einzeln Linien und Striche seiner Pläne durch, ließ nochmals die langen Reihen seiner winzigen Zifferchen Revue passieren und schlief ein mit dem zufriedensten Lächeln auf den Lippen, glücklich, als hätte ihm aus seinen Papieren der süße Duft des Jasmin angeweht, die krieglende Feder ihm das frohe Gezwitscher junger Vögel oder das Zirpen der Grille vorgegaukelt.

II.

In aller Frühe trat der Ingenieur an's Fenster. Der köstlichste Sommermorgen lachte ihm entgegen, strahlend, duftend, bunt und frisch. Die Gegend durchwehte ein leichter, kühlender Hauch, eine überaus angenehme Folge des gestrigen fernen Gewitters, welches nach glaubwürdigem Befund mehrerer Kommissionen eine Fläche von 3000 Quadratkilometern verheerte und einen Schaden von 1384726 Gulden 59 Kreuzern anrichtete. Das kühlende Zephyrchen war somit gut bezahlt. Von dem klaren Morgenhimmel hoben sich die Silhouetten zahllosen Landvolkes wirksam ab. Von allen Seiten zogen sie herbei, auf allen Wegen und Stegen, durch die Felder um das Thal herum, alle in der Richtung gegen Nowna zur Kirche. Ein Mann hinter dem anderen, eine Bäuerin folgte der anderen. Es war unterhaltend, sie einzeln zu beobachten, wie sie daherschritten, langsam und gemessen, und wie sie von Zeit zu Zeit stehen blieben, um die Fortschritte des Bahnbauers zu mustern und zu begutachten. Nach längerem Weichanen hob dann Einer seinen Stock und deutete in das Thal hinab und sprach etwas. Der Andere gab zuerst keine Antwort, und nach einer Weile erst nahm er die Pfeife aus dem Munde und machte auch seine Bemerkung. Dann nickten sie einander zu und gingen weiter. Aehnlich thaten die Weiber, die jedoch nur mit den Köpfen gestikulirten, denn in den Händen, die in gehäkelten Handschuhen stakten, trugen sie in gestickte Taschentücher eingewickelte Gebetbücher.

Der Kutscher Benzel stand mit dem Wagen schon bereit. Er streichelte seine Pferde und musterte zufrieden die vorüber ziehenden Landleute und es gewährte ihm besondere Genugthuung, zu sehen, wie sein feuriges Gespann bewundert wurde.

„Benzel, fahren Sie zu, es wird Zeit!“ mahnte der Ingenieur.

„Guten Morgen, gnädiger Herr,“ lachte der Kutscher zu ihm herauf. „Seien Sie unbesorgt, ich kenne meine Zeit, wenn ich fahren muß. Ich warte nur noch auf den Fuhrmann Filip. Ich konnte sonst nichts Anderes aufreiben als seine Brüscha.“

Ich sagte ihm, daß er sie wenigstens abwaschen möchte. Der Kerl liegt jahraus, jahrein in dem Koth auf der Landstraße und gäbe es nicht eine Kirchweih, würde er sein Fuhrwerk niemals reinigen.

Im gleichen Augenblick kam auch schon aus einem der letzten Vorstadthäuschen ein wackeliges, mansehnliches Gefährt zum Vorschein.

„Filip kommt schon, ich muß ihm entgegen,“ meldete der Kutscher und zog seine Pferde an.

Der Ingenieur schaute den beiden Fuhrwerken, die in raschem Tempo dem Bahnhof zueilten, ein Weilchen nach. Dann begann er sich langsam anzuleiden. Inzwischen kam sein Assistent von der Expositur in Jewan und brachte auch den Zeichner mit. Alle Drei frühstückten gemeinschaftlich und besprachen die zum Zwecke der Bewirthung der Herrschaften getroffenen Vorbereitungen und gingen dann hinunter.

Hier wartete ihrer bereits Galat und mit ihm achtzehn ausgewählte Arbeiter im Sonntagsstaat, eine Dräse und drei Geleiewagen, Alles gepuht und ausgeschmückt. Die Fuhrwerke waren mit allerhand Decken ausgelegt und zum Schutze gegen den Sonnenbrand war mit Hilfe von Stangen und Tüchern eine Art von Baldachin über ihnen hergestellt.

Um die erste Stunde brachte Benzel den Unternehmer in den Kreis seiner Unterthanen. Herr Chladek fillte wie ein Ballon den ganzen Fond des Wagens, während seine Gattin in eine Ecke sich so bequem drückte, als es eben nur ging. Sie war erstaunlich mager, aber um so länger, vermuthlich um den vollendeten Gegensatz zu ihrem Gatten zu bilden, was angeblich zur Erreichung der ehelichen Harmonie unbedingt nothwendig sein soll.

Hätte man Vergleiche anstellen wollen, so wäre Herr Chladek als ein umfangreicher, in allen Farben des Sanguinismus schillernder Glasballon erschienen, während Frau Chladek mehr einer schlanken, durch Melancholie getriebenen Pfirole glich, die mit der konzentrirten Säure des Choleraismus angefüllt war. Auf dem Vorderstege war das Nesthäkchen der beiden Eheleute plazirt, ein etwa achtjähriges Mädchen, und aus dem lauten Wesen, das die Frau mit ihrem Kinde trieb, erfuhren die wartenden Männer, daß die Perle der herrschaftlichen Familie Sophie hieß.

„Gott sei Dank, daß wir die Reise überstanden haben,“ pustete Herr Chladek und wischte mit einem bunten Tuche an seinem kahlen Schädel.

„So eine Familie verursacht mehr Sorgen und Umstände, als hundert von Ihren Arbeitern. Und da sind wir nur sieben — ich, meine Frau, Sophie, und — dort kommt er eben, der zukünftige Doktor der Rechte und gegenwärtige Quartaner Emil, dann

Irene und die Erzieherin der kleinen Bande, Celestine. Kennen Sie sie noch nicht? Nein? . . . Ich nahm sie erst unlängst in Dienst. . . . Und dazu noch das Dienstmädchen, zusammen also sieben Stück. Haben Sie Platz genug für uns Alle? Werden wir uns nicht drücken müssen? Fallen wir nicht herunter?

Der Ingenieur sah und hörte Herrn Chladel kaum. Sein Blick hing gebannt an der rothen Wand der Bauhütte, von der sich wie ein Marmorrelief in scharfen Konturen die schlanke Gestalt der jugendlichen Erzieherin klar abhob. Ein interessantes, echt römisches Profil. Feste, durch weiblichen Reiz gemilderte Stirn, sanft gebogenes Näschchen, ein stolzer, beinahe trotziger Mund und ein kräftiges Kinn. Auf den sich vordrängenden braunen Locken saß ein Hütlchen von etwas phantastischer Form, die dem Ingenieur unwillkürlich die Vorstellung einer Minerva oder einer Amazone nahe brachte.

Das junge Mädchen half so eben Emil und Irene aus der Brüstung und führte die beiden hüpfenden Kinder an der Hand den Eltern zu. Dabei wandte sie dem Ingenieur ihr volles Antlitz zu. Keine Spur darin von der Strenge des Profils. En face hatte sie ein rundes, weiches, echt slavisches Gesicht, zart und lieblich. Nur die vollen Lippen schienen ein fester Wille zu schließen, und aus den großen, braunen Augen blickte die Ruhe eines verschlossenen, selbstbewußten Charakters.

Obwohl ein Gesicht, welches en face und im Profil zweierlei grundverschiedene Charakterzüge aufweist, für den Ingenieur keine neue Erscheinung war, fesselte ihn die interessante Seltsamkeit bei Celestine dermaßen, daß er es kaum beachtete, wie inzwischen der Unternehmer den Vergnügungszug für die Landpartie arrangierte.

„Wie gesagt, Sie Galat mit dem Herrn Zeichner fahren im ersten Wagen, als unsere Vorhut; dann die Dräse mit mir und dem Herrn Assistenten auf dem Vordersteig. He . . . Ingenieur, Sie werden hoffentlich nicht beleidigt sein, daß ich mit den Herrn Assistenten als Begleiter mitnehme. Ich will auch einmal aus seinem Munde etwas über den Bahnbau vernehmen. Sie fahren hinter uns — es sind da noch zwei Wägelchen — ja, so wird's am besten sein. Sie fahren mit dem Fräulein im dritten Wagen, und auf dem letzten kann das Gepäck untergebracht werden, mit dem Dienstmädchen als Aufsicht. Ja . . . Teufel, beinahe hätte ich vergessen! Ich muß Sie doch erst vorstellen! Mein Bauführer, Herr Ingenieur Paul, meine Erzieherin, Fräulein Celestine D. — D. — —“

„Lieb,“ ergänzte ruhig das Mädchen selbst. „Für die Namen habe ich nun einmal kein Gedächtnis, aber was schadet es . . .“ lachte Herr Chladel. „Also fahren wir!“

Eine Opposition war nicht vorhanden, und so wurde der Antrag des Unternehmers ohne Abänderungen angenommen.

„Aber ich bitte Sie, Ingenieur,“ fing das Fräulein an, „warum setzen Sie sich denn dem Sonnenbrande aus? Nehmen Sie doch neben mir Platz.“

Leicht verwirrt folgte der junge Mann ihrer Weisung und wollte galant etwas erwidern, blieb aber stumm. Der Blick, mit dem ihn das Mädchen streifte, war so kühl und abweisend, wie der einer byzantinischen Madonna, und so sicher wie der Blick einer gereiften Frau, die keine Gefahr mehr kennt und sucht. War es der blühende Hochmuth, oder war es abweisende Unzugänglichkeit?

Der Ingenieur war weder eitel noch selbstsüchtig. Doch hier an der Seite der schönen Erzieherin wollte es ihm doch scheinen, als wäre er zu sehr in den Schatten gestellt worden. Das machte ihn verlegen. Unwillkürlich schob er die Hände in die Taschen seines Paletots, empfand es aber sofort als eine Unschicklichkeit und zog sie rasch wieder heraus, ohne nun zu wissen, welche Position er dem Fräulein gegenüber einnehmen sollte. Und so faltete er die Hände zwischen den Knien, und leicht vorgeneigt, grübelte er nach einer rettenden Eingebung. Die wechselnde Bewegung der unter ihnen scheinbar fliehenden Bahnschwellen verursachte bei ihm ein körperliches Unbehagen und that seinen Augen wehe, und so suchte

er für sie nach einem festen Stützpunkte. Dieser Stützpunkt waren zwei kreuzweise übereinander gesetzte Damenzüßchen. Die Füßchen waren schlank, psychisch — die Erzieherin war also von edlem Charakter, und hatte Phantasie; sie waren gewölbt und schwunghaft modellirt — das Fräulein war von guter Masse. Und diese Füßchen, obwohl schmal, waren doch voll, beinahe läppig — ein Zeichen mehr, daß in dieser Dame ein feuriges, kerniges Leben pulsrte. Der Ingenieur wurde sich plötzlich seiner Ritterpflicht bewußt, die ihm gebot, für die Unterhaltung der Dame zu sorgen. Er empfand es, wie ihm diese Pflicht in allen Fibern brannte. Er hob den Kopf und bemerkte, wie das Mädchen, dem er mit seinem Hute offenbar die Aussicht veriperrt hatte, sich leicht zurückbog und an ihm vorbei einen Gegenstand aufmerksam betrachtete, der sie zu interessiren schien. In ihrem Blick zuckte etwas, er wußte nicht gleich, was es sein mochte, und so folgte er ihrer Gesichtslinie, um zu sehen, was ihre Aufmerksamkeit erregte. Er erblickte einen Arbeiter, der keuchend und schweißtriefend mit einem schwerbeladenen Handkarren sich abmühte. Und diesem Geschöpfe galt das ganze Interesse des Fräuleins! Ein absonderlicher Geschmack — vielleicht auch nur Langeweile. Denn was konnte sie sonst verleiten, einer so alltäglichen Erscheinung sowie Aufmerksamkeit zu widmen, einer Erscheinung, der man von Morgenfrühe bis in die späte Nacht hinein so unzählige Male begegnet.

Die Bahnstrecke, bisher nur auf der rechten Seite vom Walde umsäumt, bog, allmählig dem Laufe der Myslowka folgend, in den dichten Wald ein. Der Gesichtskreis verengte sich, und das Auge ruhte nun auf dem einformigen, finsternen Dickicht, in dessen geheimnißvollem Schatten unsichtbare, allgegenwärtige und dennoch unfasbare Kobolde schlummern. Auch das Echo, durch den Schall der vorwärts rasselnden Fahrzeuge aufgehört, stellte sich ein und hallte in langgezogenen Tönen von Hügel zu Hügel, erstarb in der Ferne, um plötzlich in der nächsten Nähe halb rechts, halb links wieder zu erbrausen. Stellenweise dehnte sich der Wald bis dicht an die Ufer des schmalen Baches, der sich durch das eintönige Waldesbüschel hinschlängelte und aus dem köstlichen Grün hervorleuchtete wie eine über ein grünes Sammetkissen hingelegte Perleschnur.

Der harzige Duft des Nadelholzes, die Einfachheit und Reinheit der Farben, stellenweise blendende Lichteffekte in der schnell wechselnden, großartigen Szenerie wirkten auf die Sinne der Ausflügler wie ein reinigendes, erfrischendes Bad.

„Der Teich, den Sie da vor sich sehen, Fräulein, heißt „die Schlucht“ und ebenso nennt man die daneben stehende Mühle,“ begann der Ingenieur die Unterhaltung.

Die Erzieherin wandte sich nach der bezeichneten Richtung. Ihr Begleiter quälte sich, zu errathen, welche Gedanken der Anblick in ihr wachgerufen hat, und wie sich die Gegend in ihren schönen, großen, braunen Augen wieder spiegeln mag.

„Ein köstliches, halb idyllisches, halb romantisches Bildchen,“ fuhr er fort, in plötzlich erwachtem Eifer Schönheiten entdeckend, die ihn bisher beim Nivelliren und Abstecken der Bahnstrecke kaum berührt hatten.

„Ein hübsches Objekt für ein Aquarell,“ bestätigte die Erzieherin. „Eine anmuthige, von bewaldeten Höhen eingeschlossene Schlucht mit einer klaren Wasserfläche, worin sich die Mühle spiegelt.“

Das ruhige Profil des Mädchens ließ erkennen, daß sie nur etwas sagte, um ihren Begleiter nicht ohne Erwiderung zu lassen.

„Und nun denken Sie sich anstatt der Mühle eine Villa, oder noch besser, eine Burg,“ unterbrach der Ingenieur das Fräulein.

„Wozu?“

„Nun, weil dann das Ganze noch malerischer erscheinen würde. Und dabei kommt Einem unwillkürlich der Gedanke — ja der Wunsch, in diesem köstlichen, ländlichen Idyll, so direkt im Schooße der Natur, dauernd wohnen zu können.“

„Ein Gedanke ex tempore?“ lächelte das Mädchen.

„Ein Sonntagseinfall allerdings, denn am Bert-

tage bleibt mir für derartiges Sehnen keine Zeit übrig.“

„Und wenn Sie Ihren Sonntagseinfall durchführen könnten, würden Sie hier voraussichtlich ein Leben führen, das immer alltäglicher, schließlich bis zum Ueberdruße langweilig wäre, so daß Sie an einem schönen Tage den Sonntagseinfall bekämen, sich aus dem Schooße der Natur wieder unter die Menschen zurück zu flüchten.“

„Wohl möglich, denn es läßt sich nicht bestreiten, daß der Mensch selbst in Arabien nach einer Abwechslung sich sehnen dürfte.“

„Das heißt, — sind wir gesättigt, wollen wir verbauen, um nach der Verbannung uns auf's Neue sättigen zu können. Der Mensch wird einfach un-aufhörlich von irgend einem Verlangen beherrscht. Das momentane Gefallen an Gegenden, die auf das Auge angenehm einwirken, betrachte ich nur als den Ausdruck dieses menschlichen Begehrens. Wir gönnen dem Teiche in der „Schlucht“ seine Ruhe nicht, wir mißgönnen ihm seine Abgeschiedenheit von der Welt, seine reine Luft, die ihn umweht. Wir begehren einfach diese Vorzüge für uns. Und gesättigt werfen wir sie achtlos wieder weg, wie die Blume, deren Duft wir eingesogen haben.“

„Um dann wieder zu einem anderen Parfium zu greifen,“ ergänzte der Ingenieur. „Ihr Ausspruch, mein Fräulein, ist durchaus zutreffend und findet in verschiedenen Variationen Widerhall in der Seele eines jeden denkenden Menschen. . . .“

„Am Aschermittwoch!“

„Freilich. Aber heute, glaube ich, haben wir diesen garstigen Tag nicht. . . .“

„Oh doch! Aber ich gönne es Ihnen, wenn er im Kalender Ihres Lebens auf ein anderes Datum fällt. Vielleicht haben Sie auch einen längeren Karneval, und der Tag der Erkenntniß und der Bitternisse stellt sich nur selten bei Ihnen ein. Es giebt jedoch Menschen, denen das Schicksal nur deshalb das Siegel der Nichtigkeit hundertmal von der Stirne wegwischt, um es zum hundert und erstenmale wieder darauf drücken zu können. Solche Menschen durchschauen auch am Sonntage, auch in der Zeit der Rosen die menschlichen Schwächen und erkennen sie.“

Eine sonderbare Sprache in dem Munde eines jungen Mädchens, das so allerliebste niedliche Füßchen hatte. Der Ingenieur, in das Beschauen derselben wieder vertieft, konnte sich keineswegs auf die Höhe aschermittwochlicher Betrachtungen aufschwingen. Er blickte unaufhörlich vor sich nieder und seine Gedanken waren eitel Rosen, keine Spur von Asche.

Möglich, daß die Erzieherin nur scherzte. Er blickte sie von der Seite an und sah die strengen Linien ihres Profils. Nein, sie hatte nicht gecherzt.

Eine Dame, die den Pessimismus predigt, ist gefährlicher als Schopenhauer, welcher — wie bekannt — keine weibliche Anmuth in's Feld führen kann, dessen Argumente von keinem zierlichen Füßchen unterstützt werden, und den gegen sachliche Angriffe keine Galanterie schlägt, welche einer Dame gegenüber kein Mann außer Acht lassen darf.

Schweigend fuhren sie so eine geraume Weile. Den Ingenieur wandelte plötzlich die Lust an, dem Fräulein die Freude am philosophischen Grübeln zu vertreiben. Er wußte, daß Wunderlichkeiten am besten auf homöopathischem Wege kurirt werden, und so begann er dann wieder:

„Ich will mich meiner Sonntagsstimmung entschlagen, und bekenne im Ernste, daß ich mit Ihnen, Fräulein, übereinstimme. Aus Ueberzeugung. Nur daß ich mich etwas abseits stelle, ich urtheile nicht, ich analysire, und da sehe ich allerdings nur die reine Naivetät anstatt des Neides und der Begehrlichkeit, welche Sie der Menschheit unterschieben. Und wie soll ich mich da an den Schönheiten, die „die Schlucht“ umgeben, erfreuen, wenn ich erkannt habe, daß sie garnicht existiren, daß die Farbe überhaupt nur eine optische Täuschung ist, daß die einzelnen Farben nur den sichtbaren Maßstab für die Schwingungen der verschiedenen Lichtwellen bilden, und daß dieses Licht selbst, wie auch die Wärme und Aehnliches nur ein schwacher Versuch sind, mit welchem unsere Mutter Natur die wissenschaftliche Molekülen-Theorie zu erhärten trachtet.“

Die Erzieherin wendete sich dem Sprechenden zu. Das strenge Profil verschwand, und an seiner Statt erblickte der Ingenieur ein reizendes, zartes, rosiges Mädchengesicht, um dessen schwellende Lippen ebenso wie in den klaren, braunen Augen Kobolde spielten.

Er lachte, in der Erwartung, daß das Fräulein einstimmen werde.

„Warum lachen Sie, mein Herr? Ueber Ihre Ueberzeugung? Oder soll Ihr Lachen vielleicht dazu dienen, mir zu verrathen, daß Sie meine Worte für so thöricht halten, daß man auf sie nur mit einem Scherz antworten könne.“

Ihre Stimme nahm eine sarkastische Färbung an. „Behüte!“ wehrte sich, einigermaßen beschämt, der Ingenieur.

„Dann bleiben wir bei dem Thema, das nicht lächerlich ist.“

Und den ganzen Weg bis Zewan mußte der Ingenieur die Qual ertragen, die ihm ihr Gespräch über transzendente Gegenstände bereitete, und sich der heraufschendenden Einwirkung der Reize dieses schönen Mädchens erwehren. Er unterschied genau die Wirkung dieser beiden Elemente, die auf seine Nerven und sein Blut einwirkten. Durch das Rauchen der buddhistischen Glaubenssäße leuchteten ihm zwei braune, große Augen traurig entgegen, daß ihm fast die Augen übergingen, und von dem Dasein eines organischen Lebens als dem Merkmale des Absterbens unserer Erdkugel hätte er sich beinahe durch einen Kuß überzeugt, als ihm Celestine im Eifer der Diskussion ihre lebensvolle, zarteröthete Wange auf eine Handspanne nahe brachte. Ungenachtet aller Paragraphen der gesellschaftlichen Geseze ergriff die Erzieherin, einmal für einen Moment, seine Hand und zeigte ihm eine Reihe der schönsten weißen Zähne. Ihr Busen wogte, und ihre Bewegungen wurden lebhafter und ungezwungen, wie unter alten Bekannten. . . .

„Nun habe ich aber von der Reise nachgerade genug!“ rief Herr Chladel, als des Ingenieurs Wagen mit Celestine die eben stehen gebliebene Dräse erreichte. „Mensch, ich kann Ihnen nur sagen, mein Schädel brummt mir schon. . . ah. . . brrr!“

Der Schädel des Ingenieurs brummte auch. Dabei nahm er aber dennoch wahr, zum ersten Male Velleicht in seinem Leben, daß die vertrauliche Anrede als „Mensch“ zwar sehr natürlich, aber unter Umständen nicht sehr ehrend ist, namentlich in Gegenwart von Damen.

„. . . Und auch muß ich Ihnen sagen, daß ich gehörig unzufrieden bin,“ knurrte Herr Chladel. „Sie bauen mir viel zu schnell, für jede Stunde, die der Bau früher fertig wird, als vertragsmäßig festgesetzt ist, bin ich genöthigt, für die Erhaltung der Strecke zu sorgen.“

„Ich baue so sorgfältig, daß Sie nichts zu befürchten haben.“

„Sorgfältig! Sorgfältig! Was nützen mir die Brücken, die nicht einmal hundert Jahre nach meinem Tode einstürzen? . . . Sie genirt mein Schaden freilich nicht! Warum werden Sie roth? Sie werden sich doch nicht etwa schämen wollen, oder gar ärgern? Beides ist eine Dummheit, — namentlich vor dem Mittagessen. Nach dem Essen wollen wir weiter darüber sprechen. Ich will mir jetzt meinen Appetit nicht verderben lassen, denn ich habe einen schrecklichen Hunger, und nichts ärgert mich mehr, als wenn ich meine Essenszeit nicht einhalten kann, was mir übrigens nicht so leicht passiert. Früher speisten wir um zwölf Uhr, jetzt aber hat meine Frau auf die Mittagsstunde das dejeuner à la fourchette verlegt und so haben wir das Diner erst um drei Uhr. . . . Gut! Ich setze mich Mittags zu dem dejeuner dinatoire, aber meine Frau kann reden was sie will, mein Magen läßt sich nichts vorreden, und ich esse so lange, bis ich genug habe. Um drei Uhr esse ich dann noch einmal — nach dem Willen meiner Frau. Hören Sie, gerade läuten sie zu Mittag. . . . Die richten da ihre Zeit ein, wie es mir scheint, nach der königlichen Sternwarte in. . . na, Du Irene aus der höheren Mädchenschule: Wo residirte der wunderliche König von Frankreich?“

„In Pvetot.“

„So, so! Also nach der königlichen Sternwarte in Pvetot. Gleich habe ich es mir gedacht: Zwölf Uhr und acht Minuten. Sie haben um anderthalb Minuten weniger, Ingenieur? Werfen Sie Ihre Uhr weg und kaufen Sie sich einen Chronometer, wie der meine ist. Er kostete sammt der Kette nur fünfhundert Gulden. . . .“

„Gabriel!“ mahnte Frau Chladel. Ihr langer Arm, wie geschaffen zum Anschauungsunterricht von der Theorie der scharfen Winkel, zitterte. Vielleicht vor Aerger, oder auch vor Sehnsucht nach dem stützenden Arm des Herrn Chladel.

„Verzeihe, meine Thenerste,“ entschuldigte sich Herr Chladel, „die Krebje erwarten uns, also beileben wir uns. Zwölf Uhr und neun Minuten, die höchste Zeit. Gerade habe ich dem Ingenieur von meinem Hunger erzählt. . . .“

Der Unternehmer steuerte sammt seinem Sermon dem Hohlwege zu.

(Fortsetzung folgt.)



Die Erforschung der nördlichen Durchfahrt.

Von Helene Borchardt.

Die Wissenschaft ist aus praktischen Bedürfnissen entstanden und hat bei ihrem Emporblühen praktische Bedürfnisse der Menschen befriedigt. So erwachsen die Naturwissenschaften in unmittelbarem Zusammenhang mit der Medizin, und bei der erhabensten aller Wissenschaften, die wie keine andere geeignet ist, den Blick von den kleinen Alltagsorgen hinweg, vom Streit und den Leidenschaften der Menschen auf der Erde zu den stillen, unwandelbaren Gestirnen und den ewigen Gesezen des Weltalls zu richten, der Astronomie, ist der Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Schiffahrt und der Landwirtschaft unverkennbar. Der Verkehr der Menschen war es auch, der die nähere Erforschung unseres Wohnsitzes notwendig machte und so den ersten Anstoß zur Entwicklung einer geographischen Wissenschaft gab. Gerade bei der Geographie finden wir bis in unsere Tage hinein, daß die Entwicklung der Wissenschaft mit der Sucht, sich zu bereichern, Hand in Hand geht. Nicht Wissensdrang, sondern die Hoffnung auf reichen Handelsverkehr führte die Phönizier über die Säulen des Herkules hinaus; um die Reichthümer Indiens zu holen, segelte Kolumbus nach Westen, umschifften die Portugiesen die Südküste Afrikas. Auch heute soll die nähere Erforschung dieses Erdtheils sowie die Erschließung Ostasiens in erster Reihe den wirtschaftlichen Interessen der europäischen Völker dienen.

Derjelbe Geist, der die modernen Völker durch alle Welttheile treibt, war es auch, der die Menschen in die eisfarrenden Regionen des Nordpols und Südpols getrieben hat.

Im fernen Süden vermuthete man seit alter Zeit einen großen und reichen Kontinent, von dessen Entdeckung man sich goldene Berge versprach; den Anlaß zu den nördlichen Fahrten gab der Wunsch und die Hoffnung, nach dem gepriesenen Indien, das die Portugiesen um Afrika herum, die Spanier auf dem Wege durch die Magellansstraße im Süden von Amerika erreichten, von England und Holland aus auf einem kürzeren Wege zu kommen.

Wenn wir von den Fahrten der alten Normänner um das Jahr 900 und 1000 nach Christus und der damals geschenehen Entdeckung Grönlands absehen, so können wir wohl als ersten, der eine Nordpol-Expedition anrüsten wollte, den Venetianer Manson nennen. Seine Idee, Indien auf der Fahrt nach Norden, und zwar nach Nordwesten, um Amerika herum, zu erreichen, fand in England Weisfall und Unterstützung. Die Portugiesen aber erwirkten vom Paps, der die zu entdeckenden indischen Länder zwischen ihnen und den Spaniern getheilt hatte, einen Bannfluch gegen Jeden, der einen Eingriff in ihre geheiligten Rechte wagen würde. Als nun auf dem Meere Mansons Schiff von einem gewaltigen Sturme überfallen wurde, glaubte seine Mannschaft

den Fluch des heiligen Vaters zu vernehmen, und weigerte sich, weiter zu fahren. Zwar ließ Manson seine Leute später wegen Meuterei zur Verantwortung ziehen, aber seine Unternehmung war gescheitert.

Bald darauf rüstete ein anderer Venetianer, Cabot, ebenfalls von England aus zwei kleine Schiffe aus, um die nordwestliche Durchfahrt nach China und Indien zu finden. Er segelte bis zum 56. Breitengrad und entdeckte Florida und Neufundland, von wo er die ersten Eskimos nach Europa brachte. Nachdem er die Küste von Labrador eine Strecke weit verfolgt hatte, kehrte er um, ohne den eigentlichen Zweck der Reise erreicht zu haben. Da aber die Schiffahrt nach der fischreichen Küste Labrador's gewinnbringend war, so entwickelte sich nach dieser Gegend im 16. Jahrhundert ein reger Verkehr. Inzwischen wurde auch der Gedanke, den Weg nach Asien, über Nordwesten, die nordwestliche Durchfahrt, zu finden, eifrig weiter verfolgt. Schon 1517 kam Sebastian Cabot in die Hudson-Strasse, und in den nächsten Jahren folgten weitere Expeditionen; da sie aber nicht zum Ziele führten, kam man auf den Gedanken, die Durchfahrt im Nordosten an der asiatischen Seite zu versuchen. Der englische Kapitän Willoughby wurde mit drei Schiffen ausgesandt und entdeckte die Spitzbergischen Inseln; weiter nach Osten segelnd, gerieth er in das Eis, und versuchte den Rückweg nach Süden zu gewinnen. Er überwinterte mit seiner Mannschaft auf der Halbinsel Kola, wo er mit der Besatzung zweier Schiffe den Strapagen des nordischen Winters erlag. Das dritte Schiff dagegen erreichte glücklich Archangelst an der Mündung der Dwina, und von dort ging die Mannschaft unter dem Kapitän Chancellor auf dem Landwege nach Moskau; sie knüpften dort sehr günstige Handelsbeziehungen an, bevor sie nach Hause zurückkehrten. Es bildete sich infolge dieses russischen Handels in London die Muscovy Company, welche mehrfach Schiffe zur Erforschung der Nordküste Asiens und der Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt ausrißte. Aber erst im Jahre 1580 wurde die Karische Straße einmal eisfrei gefunden, sodas ein Einfahren in's Karische Meer möglich war; sehr weit kam man jedoch nicht, da die gewaltigen Eismassen die Schiffe zur Umkehr nöthigten.

In jener Zeit nahmen die Engländer und bald darauf auch die Holländer die Bemühungen zur Entdeckung der nordwestlichen Passage wieder auf. Frobiher brachte von seiner Expedition, die ihn nach der Nordküste von Labrador geführt hatte, ein Stück eines Steines mit, in welchem man Gold zu sehen glaubte. Rasch verbreitete sich die Kunde von dem vermeintlichen neu entdeckten Goldlande, und in den folgenden Jahren gingen zahlreiche Schiffe dorthin. Man fand bald, daß das Gestein Labradors zwar glänze, aber nicht ein Stäubchen Gold enthalte.

Wir können hier nicht alle Expeditionen einzeln aufzählen; es seien nur die wichtigsten genannt. Zu erwähnen ist der Engländer Gilbert, der 1583 auf Neufundland, wo bereits Franzosen und Portugiesen einen einträglichen Fischhandel trieben, die erste englische Niederlassung in der neuen Welt gründete. 1585 durchfuhr Davis die nach ihm benannte Straße zwischen Amerika und Grönland, wo er zwei Jahre später bis zum 73. Breitengrade gelangte. 1594 fuhren holländische Schiffe durch die Jugorstraße, welche zwischen Asien und der kleinen Insel Waigatsch im Süden von Nowaja Semlja liegt, wiederum in's Karische Meer; eine andere holländische Expedition unter Varents entdeckte 1596 die Väreninsel und von Neuem Spitzbergen, fuhr dann östlich und kam um die Nordspitze von Nowaja Semlja in's Karische Meer. Nach einer schrecklichen Ueberwinterung auf Nowaja Semlja, auf die man nicht gerechnet und für die man sich nicht vorbereitet hatte, gelangte die Expedition, deren Führer den Strapagen erlegen war, im nächsten Jahre auf Bötten über das Meer nach Kola, wo sie von russischen Schiffen aufgenommen wurde.

Der kühne Seefahrer Heinrich Hudson faßte den Plan, da weder im Nordosten, noch im Nordwesten eine Durchfahrt zu finden war, nunmehr direkt zwischen Grönland und Spitzbergen, oder auch im Osten von Spitzbergen nach Norden vorzubringen

und über den Nordpol nach China und Indien zu fahren. 1607 drang er im Osten Grönlands, 1608 im Osten Spitzbergens vor; doch trieb ihn das Eis jedesmal zurück. Der Name dieses Entdeckers, der ein trauriges Ende fand, ist besonders durch die Fahrten, die er in den nächsten Jahren zur Entdeckung der Nordwest-Durchfahrt unternahm, bekannt geworden. Er fuhr durch die nach ihm benannte Subson-Straße in die ebenfalls seinen Namen tragende große Meeresbucht, wo er vom Eise eingeschlossen wurde und sich zur Ueberwinterung gezwungen sah. Als sich im Frühjahr die Eismassen lösten, fuhr er weiter nach Westen, weil er fälschlich vermutete, daß das Meer nach Wasserbindung nach Westen hätte. Seine Mannschaft meuterte aber und setzte ihn nebst neun Kranken in einem kleinen Boote auf dem Meere aus, während das Schiff nach Europa zurückkehrte. Zwei Jahre später wurde die Subsonbai ihrer ganzen Ausdehnung nach abgesehen, um das Schicksal des unglücklichen Kapitäns aufzuklären; doch wurde keine Spur von ihm gefunden. Jedenfalls sind die zehn unglücklichen Leute dem Hunger und der Kälte erlegen.

Einige Jahre später, 1616, gelangte der Engländer Baffin, im Zuge der Davis-Straße segelnd, in die 20 000 Quadratmeilen große, nach ihm benannte Baffinsbai und konnte in dieser bis zum Smithsund unter 78° nördl. Br. vordringen; eine Durchfahrt nach Westen konnte er jedoch nicht finden. Nach seiner Rückkehr bestritt er energisch, daß eine solche überhaupt möglich sei, und als auch weitere Versuche ohne Erfolg waren, gab man die Bemühungen zur Entdeckung der nördlichen Durchfahrt allmählig auf.

Hatten somit die zahllosen Fahrten nach Norden, Nordwesten und Nordosten auch nicht zu dem gewünschten Ziel geführt, so waren sie doch nicht vergeblich gemacht, die nördlichen Küsten von Asien und Amerika waren in ziemlicher Ausdehnung erforscht worden, ein sehr starker Handel mit Pelzwaren wurde mit den Eskimos getrieben, und außerdem zeigten sich die nördlichen Gewässer reich an Seehunden, Fischen und Walen. Der Walfischfang war ein sehr ergiebiger und lohnender, und alljährlich wurde im Sommer das Eismeer von zahlreichen Fangschiffen befahren, die oft mit reicher Beute heimkehrten. Aber auch der Gedanke an die Möglichkeit der gesuchten Durchfahrt, und zwar einer für den Handelsverkehr geeigneten Fahrstraße, erlosch nicht ganz, und 1743 setzte das englische Parlament eine Belohnung von 20 000 £, also etwa M. 400 000, für die Entdeckung der Durchfahrt aus.

Die Polarforschung selbst stand indessen keineswegs still. 1721 waren die heutigen dänischen Kolonien in Grönland gegründet worden; auf Landreisen wurden weite Strecken des amerikanischen Kontinents erschlossen; die Kenntnis Sibiriens wurde durch die von Peter dem Großen geplante und nach seinem Tode ausgeführte große arktische Expedition (1725—1742) sehr erheblich gefördert. Die Trennung Asiens und Amerikas war schon 1648 erkannt worden, 1728 wurde von Bering die Beringstraße durchfahren, und 1742 wurde die nördlichste Spitze Asiens, Kap Tscheljuskin, von Tscheljuskin

umwandert. Von Kamtschatka aus erreichten 1741 Bering und Tschirikow das gegenüberliegende amerikanische Festland, durch welche Reise die Fahrten der russischen Pelzjäger nach den Aleuten und der Nordwest-Küste Amerikas sowie die Gründung der russisch-amerikanischen Kompagnie veranlaßt wurde. 1760 wurde Nowaja Semlja umschifft, 1770 und 1773 wurden die neu-sibirischen Inseln von Lachow besucht. 1778 sollte Cook die Ausdehnung der Nordwestküste Amerikas feststellen; er erlebte

westlich von Greenwich vordringen würde. Schon 1818 wurden zwei Schiffe unter John Ross und Parry nach der Baffinsbai gesandt, während eine andere Expedition unter Buchan im Osten Grönlands so weit als möglich vordringen sollte; nachdem sie Grönland umschifft oder, falls es mit dem amerikanischen Festlande zusammen hinge, an diesem entlang gefahren, sollte sie nach dem Stillen Ozean segeln, um dort eventuell mit Ross zusammen zu treffen. Beide Expeditionen hatten keinen Erfolg;

Buchan wurde durch Eis am Vordringen verhindert und ebenso hatte Ross eine sehr beschwerliche Fahrt. Schon beim Eindringen in die Baffinsbai erfuhr er von den ihm begegnenden Walfischfahrern, daß seit Jahren nicht so viel Eis dort anzutreffen sei, als gerade damals. Die Eisverhältnisse jener Gegenden sind also von Jahr zu Jahr außerordentlich veränderlich; einmal kann man ungehindert bis zum Smithsund vordringen, ein anderes Mal wieder kommen so ungeheure Eismassen von der Polgegend herab, daß schon das Einfahren in die Baffinsbai schwierig wird. Ross traf, wie gesagt, sehr ungünstige Eisverhältnisse, und seine Schiffe sahen sehr bald im Eise so fest, daß das Fortkommen außerordentlich schwierig war. Es wurden Taue an den Eisblöcken befestigt und mittelst der Schiffswinden, um welche die Taue geschlungen waren, die Schiffe langsam weiter bugsiert. Auf diese Weise kam man bis zu dem schon von Baffin angegebenen Lancasterfund, der sich als etwa acht Meilen breite Wasserfläche darstellte, die nach innen zu schmaler wird. Ross glaubte deshalb eine geschlossene Bucht vor sich zu haben, aus der es nach Westen zu keinen Ausgang gebe. Deshalb entschloß er sich zur Umkehr, ohne ein nennenswerthes Resultat trotz der großen Beschwerden erreicht zu haben. In England wurde er deshalb außerordentlich getadelt und sehr verspottet, und schon im nächsten Jahre wurde Parry mit zwei Schiffen nach derselben Gegend geschickt. Dieser durchfuhr den Lancasterfund, sowie die sich anschließende Barrowstraße und den Wellingtonkanal und durchforschte die weiter westlich gelegenen Inseln. Auf der Melville-Insel über-

winterte er und gelangte im Frühjahr 1820 bis zum 114. Längengrade, von wo er im Süden das Banksland erblickte. Seinem weiteren Vordringen setzte jedoch das Eis eine Grenze. Nachdem er den für die Erreichung des 110. Längengrades ausgelegten Preis von 5000 £ erhalten, bekam er den Auftrag, die amerikanische Küste von der Subsonstraße aus zu erforschen; mit seinen Schiffen Fury und Hecla drang er auch bis zur Fury- und Heclastraße unter 70 Grad nördl. Br. vor, sah sich dann aber zur Umkehr genötigt. Noch einmal unternahm derselbe Forscher mit denselben Schiffen den Versuch, vom Lancasterfund aus die Beringstraße zu finden; doch kam er diesmal durchaus nicht so weit, wie sechs Jahre zuvor. Er mußte das eine Schiff, die Fury, als Brack aufgeben und mit dem anderen ohne besonderes Resultat heimkehren. (Schluß folgt.)



Im Waisenhaus zu Lübeck. Nach dem Gemälde von G. Kühl.

(In der Gallerie des Herrn Naussenborff in Berlin.)

diese Aufgabe vollständig, fuhr durch die Beringstraße und verfolgte dann die asiatische Küste, um vielleicht die nordöstliche Durchfahrt aufzufinden.

Auch im Anfange unseres Jahrhunderts wurde die sibirische Küste durch eine Reihe von Fahrten zu Schiff und zu Schlitten näher erforscht.

Gleichzeitig regte sich auch das Interesse wieder für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt. Der kühne Walfischfänger Skoresby hatte 1806 im Osten Grönlands bis zu der nie erreichten hohen Breite von 81½ Grad fahren können; ebenso fand sein Sohn 1816 die Grönlandssee fast eisfrei. Es schien daher, als ob das ewige Polareis sich in einzelne Massen aufgelöst habe, und zufolge dieser großen Veränderung des Eises glaubte man, die nordwestliche Durchfahrt müsse nunmehr gefunden werden. Der für die Entdeckung der Durchfahrt vom englischen Parlament ausgelegte Preis von 20 000 £ wurde erneuert und der vierte Theil davon für Denjenigen bestimmt, der bis zum 110. Längengrade

Die Erzeugung von Wohlgerüchen.

Von P. M. Grunpe.

(Schluß.)

Moschusähnlich riechende chemische Präparate werden aus einer aromatischen Nitroverbindung fabrizirt. Neuester wenig Gewichtstheilchen dieses Kunstproduktes genügen, um für eine ungemein lange Zeitdauer den intensiven Moschusgeruch zu verbreiten, eine Eigenschaft, die bekanntlich auch dem natürlichen Moschus eigen ist. Das Kunstprodukt eignet sich aber in manchen Fällen besser als das natürliche zum Festhalten oder Abschwächen verschiedener Wohlgerüche. Der Preis von

Verwendung erwähnt zu werden verdienen, sind noch Wirbanöl und Bittermandelöl. Ersteres wird schon seit dem Jahre 1836 aus dem Steinkohlentheer in der Weise gewonnen, daß dessen Hauptbestandtheil Benzol mit Salpetersäure behandelt wird. Wirbanöl spielt bei der Seifenproduktion als wohlriechender Zusatz eine große Rolle. Ebenfalls aus Steinkohlentheer, und zwar aus Toluol, wird das Bittermandelöl erzeugt, welches früher aus den natürlichen bitteren Mandeln mühsam herausgezogen werden mußte.

Die als Essenzen oder Extrakte bezeichneten Riechstoffe sind Auflösungen in starkem Weingeist, die zur Herstellung der Parfümerien in der Weise benutzt werden, daß man sie mit anderen wohl-

Die große Flüchtigkeit der guten Parfümerien zwingt schon an und für sich den Fabrikanten, die Verpackung der Flüssigkeiten möglichst dicht herstellen zu lassen. Bei den immerhin erheblichen Kosten der wirklich vorzüglichen Wohlgerüche kommen daher die Unkosten der besseren Behälter kaum in Betracht; nur in den Fällen, wo diese Verpackungsmittel (Flaschen, Krüge, Tuben etc.) prächtig verziert, ausgeschmückt und aus besonders theuerem Material sind, wird natürlich der Preis dadurch noch wesentlich erhöht. Allgemein gültig ist aber der Satz, der hier als Rath allen Käufern flüssiger Aromatas gegeben werden soll, dessen sich also vor allen Dingen das Wohlgerüche in größerem Maße verbrauchende zarte Geschlecht immer erinnern sollte: Kaufet flüssige



Sonnabend. Nach dem Gemälde von Paul Sey.

Kunstmoschus beträgt meist mehr denn 1000 Mark pro Kilo.

Zur Herstellung bestimmter Parfümerien werden durchweg mehrere Riechstoffe benutzt; nach längerem Lagern der Mischungen tritt dann der gewünschte einheitliche, harmonische Geruch hervor. In der ersten Zeit kann eine gelübte Nase ziemlich leicht die verschiedenen Bestandtheile der Mischung feststellen. Erst in der letzten Zeit ist die Entdeckung gemacht worden, daß selbst der reine Kamille-Geruch auf eine Weise zu erzielen ist, wenn die richtigen Substanzen (Cananga, Vetiver, Mang-Mang, Jonon etc.) in zweckmäßiger Form vereinigt werden.

Das beliebte Veilchen-Parfüm wird zur Zeit am besten in der Weise hergestellt, daß man das veilchenartig riechende chemische Produkt Jonon mit einem Auszug aus natürlichen Veilchen mischt; dieser Wohlgeruch ist andauernd und ermangelt nicht des angenehmen Grasgeruches. Das die chemische Industrie hier ein erfolgreiches und lohnendes Feld für ihre Thätigkeit gefunden hat, beweist am besten der Preis des Jonon, der pro Kilo die Kleinigkeit von 8000 Mark beträgt, während das natürliche Rosenöl im Durchschnitt nur 750 Mark kostet.

Chemische Erzeugnisse, die wegen ihrer großen

riechenden Substanzen in der richtigen Weise vereinigt. So besteht z. B. eine gute, feintriechende Patchuli-Essenz aus 8 Gramm Patchuli und 2 Gramm Rosenöl, die in 1 Liter Alkohol aufgelöst sind.

Taschentuch-Parfümerien, auch Riechwässer oder Bouquets genannt, werden unter Benutzung der vorbereiteten Extrakte durch zweckmäßiges Schütteln und Lagern gewonnen. Das Taschentuch-Parfüm mit dem schönen Namen „Frühlingskisse“ wird nach folgendem Rezept erzeugt: Bergamotteöl 4 Gramm, Zitronenöl 1 Gramm, Akazien-Essenz 0,15 Liter, Ambra-Essenz 0,05 Liter, Jasmin-Essenz 0,1 Liter, Rosen-Essenz 1,25 Liter, Veilchen-Essenz 1,25 Liter, Rosenöl 3 Gramm, Alkohol 0,15 Liter.

Natürlich kann von den einzelnen Bestandtheilen in entsprechendem Verhältnis mehr oder weniger genommen werden, je nachdem ein größerer oder kleinerer Vorrath Parfüm hergestellt werden soll.

Der bekannte Wohlgeruch „Eau de Cologne“ wird nach unzähligen Rezepten angefertigt, die als Hauptbestandtheile immer Orange-, Zitronen- und Bergamotteöl vorschreiben. Eine erprobte Vorschrift für dieses Parfüm empfiehlt folgende Bestandtheile in 1,5 Liter Alkohol aufgelöst: Bergamotteöl 5 Gramm, Melissenöl 0,75 Gramm, Zitronenöl 0,75 Gramm, Lavendelöl 0,40 Gramm, Neroliöl 0,40 Gramm.

Parfümerien nur in Gefäßen, die durch eingeschlossene Glasstöpsel dicht verschlossen sind, denn Korkverschlüsse sind undicht, lassen also den Duft entweichen und theilen außerdem den ihnen eigenthümlichen Geruch den Aromatas mit.

Die besonders in England beliebten Riechsalze werden in der Weise fabrizirt, daß Ammoniak oder kohlensaures Ammoniak von vollständiger Reinheit durch Zusatz von Rosen-, Nelken-, Bergamotte-, Muscat-, Zimmt- und Lavendelöl zu angenehmen Düften verholzen wird. In ähnlicher Weise werden die Toiletten-Essige hergestellt. Branntwein-Essig, der einen beinahe angenehmen erfrischenden Geruch entwickelt, wird durch Zusatz von Kampher, Lavendel-, Rosmarin- und Macisöl für Toilettenzwecke zugerichtet oder unter Benutzung der aus verschiedenen Pflanzen gewonnenen Essenzen parfümirt.

Unter den trockenen Parfümerien erfreuen sich die Räucherungsmittel großer Beliebtheit; theils entwickeln sie schon beim Erhitzen Wohlgerüche (Räucherpulver), theils werden sie aber zu diesem Zweck verbrannt (Räucherkerzen und Räucherpastillen). Das Verfahren besteht im Wesentlichen immer in der Parfümierung geeigneter Stoffe; diese sind Holzkohle, Salpeter, Santa- oder Cedernholz, Bernsteinpulver, Papierstreifen, die, wenn sie nicht verbrennen sollen, in

hohe Alcaunlösung getaucht werden, und Lampenocht. Natürlich kann zur Herstellung der Räuchermaterialien beinahe jedes Parfüm benutzt werden, ganz gleichgültig, ob es sich aus vielen oder wenigen riechenden Bestandtheilen zusammensetzt. Da in Berlin in diesem Jahre längere Zeit auf allen belebten Straßen und Plätzen ein schwunghafter Handel mit Räucherpapieren betrieben wurde, und da anscheinend diese Art des Parfüms sich größeren Konsums erfreut, so ist es wohl angebracht, eine Vorschrift zur Anfertigung glimmenden Räucherpapiers zu geben, zumal die auf den Straßen feilgebotenen Papierstreifen allerdings einen ziemlich intensiven Geruch entwickeln, dieser aber von vielen Menschen nicht gerade als „Wohl“-Geruch bezeichnet wurde. Das Papier wird zweckmäßig mit einer Lösung von 125 Gramm Salpeter in Wasser behandelt und dann in eine Flüssigkeit getaucht, die man wie folgt zusammenstellt: Benzoesäure 15 Gramm, Weihrauch und Santalholz je 10 Gramm, Grassöl 1 Gramm und Alkohol 0,10 Liter; schließlich kann man noch 5 Gramm Veilweiden-Essenz hinzufügen. Dieses Räucherpapier brennt ohne Flamme, entwickelt aber ein lebhaftes Funkensprühen und bietet somit namentlich im Dunklen einen sehr schönen Anblick.

Um Wäsche, Spinden etc. dauernd mit einem gewissen Wohlgeruch zu imprägnieren, werden die sogenannten „spanischen Leder“ in der Weise angefertigt, daß man Ziegen-, Reh- oder Schafleder (in Stücken von geeigneter Größe) in einer Mischung aus den verschiedensten Ölen und Essenzen drei bis vier Tage liegen läßt und es dann nach dem Trocknen mit einem Brei aus Moschus, Zibeth, Glycerin, Wasser, Gummi und Benzoesäure bestreicht. Nachdem nunmehr das Leder zusammengelegt und wieder getrocknet ist, hat ein Niechspender das Licht der Welt erblickt, der Jahre lang Wohlgerüche verbreitet. In einfacherer Form werden diese Parfümerien auch unter Benützung von Watte und Filzpapier an Stelle des Leders gefertigt.

Die Niechpulver — in Couverts, Säcken, Schachteln, Stiften etc. verpackt — bestehen zum größten Theil aus getrockneten und zerriebenen Pflanzen von angenehmem Geruch. Selbstverständlich ist auch die Fabrikation dieser Wohlgerüche von Schwierigkeiten begleitet, die man im ersten Augenblick bei dem anscheinend so außerordentlich einfachen Grundgedanken des Verfahrens garnicht für möglich halten möchte. Der Parfümeriefreund weiß z. B. sehr genau, daß außer Veilweidenblüthen noch eine nicht geringe Zahl anderer Pflanzentheile ihren Duft beim Trocknen verlieren und infolge des auftretenden unangenehmen Geruches nicht zur Anfertigung von Niechpulvern benutzbar sind. Außerdem ist zu beachten, daß wegen der Gefahr der Schimmelbildung nur vollständig trockene Pflanzen verarbeitet werden dürfen. Die Zahl der in den Handel gebrachten riechenden Pulver ist sehr groß; zu ihren Hauptbestandtheilen gehören sehr oft Moschus und Zibeth, die dann mit den diversen Aromatas vermischt sind.

Als Emulsionen werden in der Parfümeriefabrikation Zusammenstellungen bezeichnet, die sich bei der Berührung mit Wasser durch sehr feine Vertheilung in eine der Milch ähnliche Flüssigkeit verwandeln; zum Theil werden diese Präparate zur Hautpflege gleich mit dem gehörigen Wasserzusatz in den Handel gebracht. Die Hauptbestandtheile derartiger Schönheitsmittel sind: Schweinefett, Oliven- und Mandelöl, sowie Glycerin, denen zur Erzielung guter Konservierung Salicylsäure in außerordentlich kleinen Mengen zugesetzt wird. Die zu dieser Gruppe von Parfümerien gehörenden Mehle und Pasten werden aus den mehligsten Bestandtheilen fetthaltiger Pflanzenstoffe gemacht; dagegen bestehen die Pulver zur Pflege der Fingernägel hauptsächlich aus mit Karmin leicht

gefärbtem Zinnoxyd, das durch wohlriechende Öle parfümirt ist.

Die zur Haupt- und Haarpflege erfundenen Mittel heißen Pomaden, wenn sie von fester Beschaffenheit sind, während sie die Bezeichnung Haarpöle dann führen, wenn sie eine mehr flüssige Konsistenz haben. Die fettigen Rohmaterialien dazu sind: Stearin, Talg, Schweinefett, Rindermark, Varenfett, Paraffin, Balrath, Wachs und verschiedene Öle, die, wie schon ausgeführt wurde, absolut rein sein müssen. Nachdem die Fette mit den Aromatas gehörig vermischt sind, wird ihnen vor dem Erstarren durch Farbzusatz, der meist in Glycerin erst aufgelöst wurde, die gewünschte Nuance verliehen.

Für die Pflege des Mundes stellt die hygienische Parfümerie dem Menschen Zahnpasten, Zahnpulver, Tinkturen und Mundwässer zur Verfügung. So wichtig die gründliche Reinigung des Mundes auch ist, nie dürfen die Mittel zur Pflege desselben ägende oder sonst stark angreifende Materialien enthalten. Zahnpulver, die Bimsstein oder Holzkohle in sich bergen, sind nicht empfehlenswerth, da sie das Zahngemäl stark angreifen und bei dauerndem Gebrauch fortschleifen. Da aber jedes Mittel zur Zahnpflege nicht nur dem Munde Frische, angenehmen Geruch und gesundes Aussehen verleihen soll, sondern auch die in der Mundhöhle sich infolge der Zerlegung von Nerven der Nahrung etc. entwickelnden Säuren und Bazillen unschädlich machen muß, so sind auf diesem Gebiete der Parfümerie-Fabrikation die Grundregeln der Hygiene wohl zu beachten. Als Materialien zur Zahnpulvern kommen kohlenwasserstoffhaltige, verschiedene ästende Öle, Zucker, Wasser, Stärkemehl, Weichenwurzel und Zimmt in Betracht. Die Pastillen enthalten meist einen geringen Zusatz von Zibeth und Moschus. Die Mundwässer sind Auflösungen wohlriechender Substanzen in Alkohol oder Rosenwasser mit antiseptischen und wohl auch mattfärbenden Zusätzen. Eines der billigsten und verbreitetsten Mittel zur Pflege des Gebisses ist eine schwache Auflösung von übermangansaurem Kalium, ein violetter Körper, der in jeder Droguerie und Apotheke für wenige Pfennige zu haben ist. Die guten und wohl parfümirten Präparate sind naturgemäß nicht sehr billig.

Als Kosmetica werden diejenigen Erzeugnisse der Parfümerie-Fabrikation bezeichnet, die zur Verschönerung der Haut und zur Pflege des Haarschmuckes dienen. Zu den erstgenannten Mitteln gehört die seit jeher gebrachte Schminke, die aber von solcher Zusammensetzung sein muß, daß sie der Gesundheit keinen Schaden zufügt. Da es den Schönheits Sinn des Kulturmenschen unserer Zeit beleidigt, wenn die zur Hautpflege verwendeten Kosmetica auffallend in Erscheinung treten, so muß schon bei der Zusammenstellung der Schminken mit der nöthigen Vorsicht verfahren werden. Es braucht wohl nicht eingehend auseinandergesetzt zu werden, daß selbstverständlich auch bei einer guten Schminke der Konsument mit künstlerischem Geschick das Auftragen und Verreiben vorzunehmen hat, um den beabsichtigten Effekt unauffällig zu erzielen. Viele weiße Schminken bestehen aus fein gepulvertem und parfümirtem Speckstein, andere aus basischem Bismuthnitrat.

Die „Geheimmittel“ zur Entfernung von Sommersprossen, Muttermalen und Leberflecken enthalten fast durchweg als Hauptbestandtheile Kaliumkarbonat (Pottasche), dem Wohlgerüche verschiedener Art zugesetzt werden. Der gewünschte Erfolg wird theils garnicht, theils in geringem Maße, aber wohl nie vollständig damit erzielt.

Aromatisirte und röthlich gefärbte Mischungen, die als Toilettenpulver beliebt sind, bestehen aus irgend einem Stärkemehl und Specksteinpulver. Die Verwendung geschieht durch Einreibung der Haut

mittels der Puderquaste; die früher zu diesem Zweck viel benutzte Hasenpfote kommt heute wohl nur noch äußerst selten zur Anwendung.

Am bekanntesten ist ja der unverstörte Schwindel, der mit „Haarerzeugern“ getrieben wird. So lange gebildete und ungebildete Menschen Haarwuchsmittel begehren, wird leider der Parfümerie gezwungen sein, solche anzufertigen; das Rezept dazu ist natürlich immer das heiligste Geheimniß, denn es würden ja viele Personen auf diesen Schwindel nicht hereinfallen, wenn sie eine Ahnung von der Zusammensetzung der mythischen Haarerzeugungsmittel hätten. Daß besonders hier das Sprichwort: Die Dummen werden nicht alle! am Platze ist, beweist die Unzahl neuer Haarerzeuger, die fortgesetzt fabrizirt werden und — leider Abnehmer finden. Vielleicht ist es aber doch gut, wenn wir hier einem dieser geheimnißvollen Mittel auf den Leib rücken und seine, jedenfalls sehr profane Zusammensetzung zu Nutz und Frommen aller eventueller Interessenten veröffentlichen, selbst wenn dieses Bartwuchsmittel den respektablen Namen „Baume de Milan pour les cheveux“ führt; man höre also: Mandelöl, Balrath, Carmin, Cauthariden-, Storax- und Tolu-Essenz, sowie Schweinefett.

Die Haarfärbemittel unterscheiden sich besonders in solche, die den Farbstoff erst infolge eines chemischen Prozesses auf dem Haare entwickeln, und in solche, die den färbenden Stoff fertig enthalten. Die Zusammensetzung dieser Mittel muß darum ganz besonders gewissenhaft seitens des Parfümerie-Vorgemommen werden, weil gewisse Stoffe Kahlköpfigkeit herbeiführen können — einen Effekt, den der Konsument von Haarfärbemitteln zweifelsohne keineswegs herbeizuführen wünscht. Immerhin giebt es gute Erzeugnisse der Parfümeriefabrikation zum Färben der Haare, deren richtiger Gebrauch allerdings auch die vorherige Reinigung des Haarwuchses von Fett und Staub zur Voraussetzung hat.

Da Haarfärbemittel aus Bleipräparaten sehr gesundheitsschädlich sind, so sollten solche niemals gekauft werden. Die vielbenutzte orientalische Haarfarbe enthält Moschus, Ambra, Galläpfel, sowie Eisen- und Kupferpulver. Zum Gebrauch wird dieses trockene Pulver befeuchtet und darauf müssen die Haare kräftig damit eingerieben werden. Nach wenigen Tagen tritt die beabsichtigte tief schwarze Farbe der Haare ein. Beim Auftragen einer verdünnten Lösung von kristallisirtem Kaliumpermanganat tritt die Färbung sofort ein; mit diesem Mittel lassen sich auch alle Farbnuancen von Blond bis zum dunkelsten Braun den Kopf- und Barthaaren mittheilen. Die sogenannten „Doppelt-Haarfärbemittel“ werden in der Weise angewendet, daß zwei Flüssigkeiten, die zur bequemerer Unterscheidung in Flaschen von verschiedener Farbe gefüllt sind, nacheinander mit einer weichen Bürste in's Haar gewischt werden; so kann z. B. die erste (weiße) Flasche eine Lösung von Galläpfelpulver in Rosenwasser und die zweite (dunkle) Flasche eine Lösung von Silbernitrat enthalten.

Als letztes Fabrikat der Parfümerie-Industrie soll in dieser Skizze noch der Enthaarungsmittel gedacht werden, deren Wirkung dem zerstörenden Einfluß des Schwefel-Calciums zugeschrieben ist. Als ein gutes und unschädliches Mittel zur Befestigung von Haarwuchs ist das Calcium-Sulfid in der Zusammensetzung mit Pfefferminz- und Zitronenöl, Stärkemehl, Zucker und Wasser bekannt. Der Teig wird aus dem luftdicht verschlossenen Behälter den Gefäß auf die Haut gebracht; nach 30 bis 45 Minuten sind die hervorstehenden Haare — aber nicht die Wurzeln! — zerstört und die Salbe wird abgewaschen. Ist das Haar nach kürzerer oder längerer Zeit wieder gewachsen, so muß natürlich diese Prozedur wiederholt werden. —

Thomas vom Spanghose.

Nach dem Dänischen des J. S. Jensen.

Kürzlich starb ein Mann, der als der unbegreiflichste Nacken von ganz Himmerland bekannt war. In seiner Jugend galt Thomas für tauflustig, und noch lange nachher erzählte man von der Prügelei, die damals um Hans Nielsen's Jörgine stattgefunden hatte. Es war am Vorabend des Johannistages.

Die Dorfjugend war oben auf dem Mühlberge versammelt, um das Johannisfeuer abzubrennen. Jeder der Knechte hatte sein Lämmchen bekommen, Peter Andersen's Jesper verlas unter allgemeiner Heiterkeit die Liste. Paul Sören Kristian's Sohn bekam Jörgine, was Jesper so einzurichten verstanden hatte. Paul saß neben Jörgine auf einem mit Gras bewachsenen Rain.

Das Johannisfeuer brannte; es war eine auf einer Stange befestigte Theertonne, die innen und außen loderte. Der Wind pfiff hörbar durch das Spundloch; es leuchtete weißglühend und innen spielten die heißen Flammen. Sie schlugen oben heraus, leckten und knisterten und die geträufelte Rauchsäule verlor sich in der Dunkelheit.

In langer Reihe saßen die Mädchen auf einem Rain. Sie waren vom Feuer beleuchtet, zuckende Schatten huschten über ihre Schürzen hin. Die Knechte standen in Gruppen beisammen, riefen und scherzten, andere saßen neben den Mädchen und versuchten, ihnen den Kopf zu verdrehen. Die Nacht war dunkel und warm, feucht vom thaufrischen Grafe.

Wenn die Knechte sich vor dem Feuer hin und her bewegten, verschoben die Schatten sich an den Hügelseiten. Der Berg bekam von den langen Schatten, die sich drehten, das Aussehen eines großen Rades mit Speichen.

Ein Lied wurde angestimmt und die Knechte riefen Hurrah beim Anblick der in den Nachbarhöfen angezündeten Johannisfeuer. Sie trieben allerlei Scherze: einer von ihnen nahm einen kleinen Jungen und warf ihn wie eine todte Masse mitten in die Mädchenschaar hinein, die laut aufstieß. Der Junge fiel in Jörgine's Schooß. Sie streichelte und drückte ihn trotz seines Widerstrebens.

Ein Knecht eilte den Hügel hinan mit verdächtiger Geschwindigkeit. Er trug etwas in seiner Mütze, das Jörgine sehen sollte. Alle Mädchen schrien auf. Es war ein Igel, der zusammengeroßelt in der Mütze lag. Nachdem man sich ein Weilschen mit dem kleinen Thier anisirt hatte, legte der Knecht es zur Seite an die Erde, und da lag es nun zu einer Kugel zusammengeroßelt und allzu furchtsam, um sich zu rühren.

Das Feuer prasselte, die Funken stoben, schossen in die Dunkelheit empor, senkten sich wieder und verlöschten.

„Dort kommt Jemand mit einer Fackel,“ riefen die jungen Leute. In der That tauchte in ziemlicher Entfernung ein rothes Licht auf, das sich im Gegenjag zu den anderen Lichtern des Dorfes bewegte. Man verfolgte den wandernden Stern, der augenscheinlich die Chaussee entlang ging. Bald darauf konnte man an der schwankenden Bewegung heraus, daß er von Jemand getragen wurde. Bei der Theilung des Weges schwenkte das Licht ab und kam auf den Hügel zu; bald darauf ward es kleiner, hörte auf zu strahlen und ward ein fester, leuchtender Punkt. Und jetzt gewahrte man etwas von dem Träger der Fackel. Es zeigte sich, daß es Thomas vom Spanghose war. Er hatte einen alten getheerten Besen auf einen Stiel gesteckt und trat ihn brennend über seinem Kopfe. Als er den Hügel erstiegen hatte, hieß man ihn willkommen.

„Hurrah, welch' ein Feuer!“ riefen sie. Thomas blickte hastig Paul und Jörgine an und schielte gezwungen. Er reckte sich und schleuderte den brennenden Besen in die Theertonne hinein. Flammendes Pech saß noch am Ende des Stiels; er schlug ihn so lange in's Gras, bis das Feuer ausgelöscht war.

„Welch' ein Feuer, welch' herrliches Feuer, welch'

prächtiges Feuer!“ sangen die Knechte und wandten ihr Antlitz dem Feuer zu, das ihre unglückliche Freude beleuchtete. Und der Schein desselben glitt unter die Kopftücher der Mädchen und fiel auf manchen rothen Mund.

Nach Thomas' Ankunft veränderte sich der Ton unter den Versammelten, Niemand wollte mehr kindisch sein.

Thomas schritt mit freundlichen Worten direkt auf Jörgine zu; er ließ allerhand durchblicken, obgleich Paul neben ihr saß. Jörgine lachte und wußte vor Befangenheit nicht wohin.

„Ja, diesen armen Teufel da willst Du doch wohl nicht heirathen!“ sagte Thomas unter Anderem und machte eine höhnische Kopfbewegung nach Paul's Seite hin. Paul sagte nichts, die anderen jungen Leute wurden ganz still.

Nun war die Sache die, daß Jörgine beiden Bewerbern Hoffnung gemacht hatte und in ihrem Wankelmuth bald mit Thomas und bald mit Paul schön gethan hatte; Beide waren die Söhne von Hochbesitzern. Aber in der letzten Zeit machte sie sich wohl mehr aus Paul. Das merkte Thomas jetzt auch. Jörgine sah aus, als lebe sie in glücklicher Unwissenheit all' dieser Dinge. Paul starrte nachdenklich vor sich hin.

Als das Schweigen eine Weile gedauert hatte, schlug Thomas eine helle Lache auf und wandte sich um.

Die eisernen Bänder der Tonne sprangen, die brennenden Hölzer klappten aneinander und begannen umzufallen, das Johannisfeuer war am Verlöschen. Es wurde dunkel auf dem Hügel; die Mädchen wollten aufbrechen. Weit draußen am Horizonte brannten die Feuer der anderen Ortschaften auch nur noch ganz spärlich, sie qualmten und sanken zusammen wie todtmilde, überwachte Augen.

Die jungen Leute zerstreuten sich. Die Dunkelheit schlug über dem öden Berge zusammen. Nur etwas glühende Asche lag noch knistern am Boden. Als alle den Hügel verlassen hatten, rollte der Igel sich rückwärts auf, die kleine blanke Schnauze und die schwarzen Perlenaugen kamen zum Vorschein. Dann lief er eilig fort, in's Gras hinein.

Jörgine ward von Mehreren begleitet, Paul ging an ihrer Seite. Etwas weiter hinten kamen Thomas und einige Andere; er sprach überlaut in seiner gewohnten, verächtlich hingeworfenen Weise. Seine Kälte steckte die Anderen an, so daß sie ebenfalls fireitsüchtig wurden.

„Teufel auch, Du solltest sie ihm nicht lassen,“ sagte Jesper als Freund zu Thomas.

„Das will ich auch nicht,“ antwortete Thomas. Gleich darauf eilte er plötzlich vorwärts und drängte sich zwischen Paul und Jörgine.

„Jetzt will ich Dich begleiten,“ sagte er, außer Stande, sich zu beherrschen, „und laß diesen Schmierprinz allein laufen.“ Er ergriff Jörgine's Arm.

Aber sie ward böse und entwand sich ihm. „Kannst Du Dich denn nicht ruhig verhalten?“ sagte sie heftig.

„Ich begreife ja wohl, was Du willst,“ sagte Paul im selben Augenblick mit gedämpfter Stimme.

„Ja, meine Absicht ist, Dir Prügel zu geben, Du Schweinskopf Du!“ rief Thomas laut.

Die ganze Schaar fuhr bei diesen Worten auseinander. Man mäfelte und versuchte den Zwist beizulegen. Aber Paul war schließlich auch erregt worden und blickte sich nun nach Bundesgenossen um.

„Laß gut sein!“ sagte Einer und erfaßte Paul's Oberarm und Handgelenk. „Laß gut sein.“

„Er soll nicht . . .“, sagte Paul eigensinnig und riß sich los.

„Ich bin bereit!“ rief Thomas und stellte sich mit gespreizten Beinen auf.

An der Wiesenböschung waren sie stehen geblieben. Der Tag graute, und in dem fahlen Licht sahen die jungen Leute bleich und bössartig aus. In einem nahen Hofe krächte der Hahn. Lauten in

der Thalsenkung lagen die Wiesen, vom Thau verfilbert. Jörgine stand etwas abseits.

Plötzlich senkte sie ganz still das Haupt und brach in Thränen aus.

„Geh Du nach Hause, Jörgine,“ sagte Jesper tröstend und wandte sie um, dem Heimweg zu. „Geh Du mir; Du bleibst besser nicht hier.“

Jörgine ging, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzublicken.

Sobald sie außer Sicht war, ging Thomas hin, schüttelte vor Paul's Augen die Faust und gebrauchte beleidigende Worte. Paul antwortete nicht, aber schaute sich wieder erregt nach Helfern um.

„Ich werde Dich flach schlagen, wie eine Kröte!“ rief Thomas, rückte Paul näher und stand auf den Zehenspitzen dicht an ihn gelehnt. Noch wich Paul zurück; aber sein Gesicht bekam einen starren Ausdruck!

„Das darfst Du Dir nicht bieten lassen!“ stachelte ihn Jesper an. Aber Paul vermochte sich immer noch nicht zu entschließen. Thomas schritt lange um ihn herum, reizte und verhöhnzte ihn.

Erst als Thomas Paul zum Zeichen seiner Verachtung mit der Hand über's Gesicht wischte und ihm dabei ein Schimpfwort zuschleuderte, entschloß sich Paul.

„Uebrigens fürchte ich mich keineswegs vor Dir,“ sagte er scharf.

„Soo!“ sagte Jesper und verließ rückwärts schreitend die Beiden, indem er mit ausgebreiteten Armen die Anderen mit fortdrängte.

Nach alter Sitte begannen Thomas und Paul mit dem Armgriff. Sie packten sich einander am Oberarm und Jeder versuchte den Anderen umzureißen. Ihre Anstrengungen waren ohne gewaltsame Bewegungen, sie rührten sich kaum vom Fleck, aber bei Beiden brach sofort der Schweiß hervor.

Beide spannten ihre Kräfte bis zum Neusteren an, sie spreizten die Beine und steiften den Rücken. Die Beinkleider schlossen sich straff um die Gelenke.

Aber Paul war der Schwächere, plötzlich verlor er das Gleichgewicht, seine Beine schlugen in die Luft, und Thomas warf ihn zu Boden, daß es krachte.

Unter gewöhnlichen Umständen wäre der Kampf jetzt zu Ende gewesen. Paul hatte verloren. Aber Thomas ließ ihn nicht los; er hielt ihn unter und höhnte leuchtend:

„Haah; Haa — h!“

Das ärgerte Paul, der schon bereit gewesen war, sich als besiegt zu erklären, und er packte Thomas von Neuem. Und dann begann der zweite Angriff, bei dem gewöhnlich Blut floss.

Alles schwieg. Jesper stand wie auf Nadeln, so interessiert war er an der Sache.

Paul war es, der die Prügel bekam, alle mit einander. Thomas schlug ihm mit den Knöcheln auf den Schädel und betäubte ihn, er bog seinen Körper an beiden Enden zusammen und hämmerte ihm auf dem Rücken — richtete ihn überhaupt methodisch her.

Da aber Paul nicht eigentlich Widerstand leisten konnte und ganz damit aufhörte, schien es Thomas leid zu thun und er ließ etwas locker. Diesen Moment benutzte Paul, um Thomas einige schlimme Fußtritte zu versetzen. Schließlich lag Paul wie ein Klumpen am Erdboden, derartig verprügelt, daß er sich nicht zu rühren vermochte.

Thomas saß quer auf seinem Körper und arbeitete ihn. Paul blickte ihn mit roth unterlaufenen Augen an.

„Schlag nur zu!“ stieß er hervor und streckte die Arme am Erdboden aus. „Schlag mich nur gleich ganz todt — jetzt, wo Du nun doch einmal dabei bist.“

Und Thomas schlug ihm mit der Faust ins Gesicht.

Schließlich mischten sich die Zuschauer darein. „Halt ein nun!“ sagte Jesper. „Laß ihn jetzt liegen, Thomas, jetzt ist es genug!“

Thomas erhob sich widerwillig; er hätte gerne noch weiter geschlagen.

Es war jetzt heller Tag; die Sonne war über den Wiesen aufgegangen. Einige begleiteten Paul; als er schließlich sich aufrichtet hatte, konnte er allein nicht stehen.

Thomas ging heim, gefolgt von Jesper; er schritt daher wie ein Löwe und steckte den Bauch vor. Sie sollten ihm nur nicht zu nahe kommen, die guten Burschen! drohte er. Wie sie so dahinschritten, ward Jesper nahezu verlegen über des Fremdes großsprecherische Erregung.

Die Schlägerei wurde in der ganzen Umgegend besprochen und Paul wurde verlacht wegen der Prügel, die er bekommen hatte. Thomas dagegen war ein starrer Bursch.

Wer aber trotz alledem Jörgine bekam, das war Paul. So endete die Geschichte. Sie wollte ihn haben. Nach der Schlägerei empfand sie für Thomas nur Verachtung.

So machten denn Paul und Jörgine Hochzeit. Da keines von Beiden das älteste Kind in der Familie war, so richtete man ihnen einen der Ausmärkerhöfe unten an der Aue ein und zwar denjenigen, der dem Spanghof gerade gegenüber lag. Sie mußten Schulden machen, aber sie waren jung und konnten sich emporarbeiten.

Paul und Jörgine wurden glücklich und bekamen im Laufe der Zeit alle Jahre ein Kind.

Mit dem Nachbarhofe wurde kein Verkehr gepflogen, im Sommer gingen die Leute beim Neuen auf je einer Seite der Aue, ohne einander anzublicken. Das Gesinde vertrug sich ebenfalls nicht.

Thomas Spanghof legte sich auf den Pferdehandel und wurde ein verdrießlicher, wortfarrer Mensch, den Niemand leiden mochte. Nachdem er den Hof geerbt hatte, verheiratete er sich.

Acht Jahre vergingen, ohne daß die beiden Männer sich seit jener Johannisnacht gesehen hätten.

Da, eines Spätnachmittags, erschien Thomas Spanghof bei Paul. Hastig betrat er das Zimmer. Es war angefüllt mit Kindern in allen Größen. Jörgine saß da und wiegte das Säugling; als sie Thomas erblickte, sank sie auf ihrem Stuhl zusammen und blickte ihn furchtbar an.

Thomas blickte erst sie an, darnach alle die Kleinen und fragte kurz nach dem Mann. Paul kam und schielte verwundert nach Thomas hin.

Als sie aber fünf Minuten später der Spanghofbesitzer verließ, saßen sowohl Paul als Jörgine schweigend da, blickten einander an und ließen verzagt den Kopf hängen. Thomas hatte ihnen das Geld gekündigt; die Papiere waren in seinem Besitz, er hatte sie gekauft.

Diese Sache erregte Aufsehen in der Umgegend; man sagte Thomas nach, daß er bössartig sei. Aber er bestand auf sein Recht, und Paul mußte von seinen Ländereien verkaufen, um ihn zufrieden zu stellen.

Von der Zeit an ging es Paul schlecht. Er konnte die Ausgaben nicht bestreiten, und Thomas vom Spanghof verfolgte ihn. Paul hatte, um die Hauptschuld tilgen zu können, außerdem noch bares Geld leihen müssen. Thomas versuchte sich der Papiere zu bemächtigen, jedoch die Besitzer wollten sie nicht verkaufen. Da strengte Thomas einen Prozeß gegen den Nachbar an, wegen der Berechtigung des Fisches in der Aue. Nach Verlauf von zwei Jahren gewann Paul den Prozeß; aber da hatte er schon die Wiese, auf welcher die ganze Sache beruhte, veräußert müssen. Der Käufer übergab sie sofort dem Thomas.

Damit noch nicht genug, ließ Thomas Paul wegen eines Grenzzeichens vor Gericht laden. Auch hier gewann Paul; aber er wurde arm dabei.

Paul war zu der Zeit ein etwas fränklicher Mann, sein Wesen war überhaupt von jener blaffen Verzagtigkeit, die Bitterkeit und Halsstarrigkeit verbergen soll. Hin und wieder, wenn Jemand ihn besogte, konnte er zu weinen anfangen und dann schimpfte er hinterher. Wieder prozeßierte er mit Thomas Spanghof, diesmal wegen „unerlaubten Grafens auf fremdem Gebiet“.

Die Sache war noch unentschieden; sie hatte schon ein Jahr gedauert. Den ganzen Sommer über war Paul sehr unruhig; das Urtheil mußte im Herbst fallen, und wenn er verlor, dann mußte er den Hof verlassen, das wußte er.

In demselben Jahre war dann die große Dürre, von der die Leute noch heute reden.

Mit Ausnahme einiger Gewitterschauer fiel kein Regen vom Frühjahr an, und diese vermochten nur den Staub an der Oberfläche aufzuwühlen und die Erde wie podernarbig aussehen zu machen.

Lange warteten die Bauern so geduldig wie das Korn. Es wuchs trotzdem; es versuchte gleichsam vorsichtig so in aller Stille ein wenig zu wachsen. Aber die Aussichten waren schlecht. Als der Sommer kam, sprach man davon, was vielleicht noch gerettet werden könne. Das bedeutete, daß man auf so viel wie nur eben möglich Verzicht geleistet hatte. Aber der Regen kam nicht.

Da stand nun das franke Korn auf den Feldern, Hafer, so lang wie ein Finger, Roggen, so weiß wie gebleichtes Haar und mit halbtoben Aehren. Draußen, auf den weniger geschützten Feldern am Fjord, wuchs fast nichts. Lange, lange glaubte man immer noch, daß ein Regen die Saat zu retten vermöge, aber die Hoffnung und Zuversicht wurden schwächer und schwächer, genau wie die Halme auf den Feldern. (Schluß folgt.)

Feuilleton.

Hospital.

Die Hoffnung scheint wie Stroh in feuchtem Stall zu blinken.

Wacht dir die Wespe Angst, von ihrem Flug beläuft? Siehst du, daß immer noch die milde Sonne läuft? Was schliefst du nicht ein, gestülkt von deiner Linken!

So nimm dies Wasser hier aus kühlem Brunnenhacht Und trinke, schlaf. Sieh', ich will auch ganz verstummen,

Und wenn du leise träumst, dir Wiegenlieder summen, Wie einem Kinde, dem besorgt die Mutter wacht.

's ist Mittag schon. Madame, verlassen Sie ihn, bitte. Er schläft. Wie seltsam weich der Frau gedämpfte Schritte

Anklingen im Gehirn dem armen, kranken Mann.

's ist Mittag schon. Ich ließ nach seinen Blumen sehen.

So schlaf. Die Hoffnung blinkt von fern. O sag mir, wann,

September-Rosen, wollt ihr jemals auferstehen? Nach Paul Verlaine.

Im Waisenhaus zu Lübeck. Der in Dresden lebende Gottfried Kuhl nimmt unter den deutschen Malern der Gegenwart in gewissem Betracht eine führende Stellung ein; er ist der Erste, der sich dem Interieurbild als dem Hauptgebiete seiner Kunst zugewandt, in demselben Sinne, in dem die alten Holländer es zu so hoher Vollenbung entwickelt haben. Es ist eine schlichte, intime Kunst, deren bestes Merkmal die liebevolle Durchführung reizvoller Details und — im echten Sinne des Wortes — gemüthlicher Szenen aus dem Leben ist. Den heutigen Maler fesselt auch im Interieur stärker noch, als es schon beim früheren der Fall war, das Spiel des einfallenden Lichts: wie es, am liebsten durch eine hochgelegene Oeffnung, etwa durch ein hohes Fenster, auf den Boden und auf die Wände fällt und von da sich in Reflex-

lichtern über den ganzen Raum verbreitet und im Hintergrunde allmählig verliert. Und natürlich ist die heutige Interieurmalerei von der modernen Farbenanschauung getragen; lichtere Farbenwerte, fein durchgebildete Nuancen, wie sie die naturalistische Malerei hervorgezogen hat, geben diesen Bildern denselben Farbencharakter, wie den modernen Landschaften. Gottfried Kuhl sucht seine Motive an sehr verschieden gearteten Orten, mit Vorliebe in den Dienen niederdeutscher Häuser, in denen oft ein Fleischer oder ein Krämer mit den von ihm feilgebotenen Waaren zugleich für die schönsten malerischen Motive sorgt, während in dem hohen, nur durch die halbgeöffnete Thür und die oberen Thorfenster erleuchteten Raum ein schimmeriges Licht herrscht; oder er malt Bureauarbeiten mit gelben Möbeln, verstaubten Aktendübeln und Öfenfenstern, die von den Sonnenstrahlen zierlich auf dem Fußboden nachgezeichnet werden. Ein schimmerndes Gelb, ein sanftes, tiefes Roth und ein weiches, feuchtes Blau sind die vorherrschenden Farben auf seinen Bildern. Sind Menschen in diesen Räumen, so ruhen sie meist; müde Grise, deren Lebensart gethan ist, sitzen, in stillen Sinnen allein oder in Gruppen miteinander plaudernd, auf den Bänken des Altmännerhauses, Bergarbeiter warten in einem Häuschen vor der Schicht, bis die Reihe der Einfahrt an sie kommt. Auch das Motiv unseres heutigen Bildes findet sich häufig auf Kuhl's Bildern: Bathennädchen, bei der Arbeit oder beim Spiel. Sie sind eingeschlossen in die hohen, engen Mauern des Kuchls, aber der Frohsinn der Jugend läßt sich auch bei ihnen nicht unterdrücken; sie sind lustig beim Spiel, sie scherzen und lachen bei der leichten Küchenarbeit. Das Bild zeigt Kuhl's Art; das freundliche Licht im engen Hofe, die leichten Wände mit den Bildern, das Holzgeländer, der blanke Kupfertessel und sein Inhalt, der für die Küche bestimmt ist — all' das eint sich zu einem anmuthenden, von Licht erfüllten und zu einer feinen Farbenharmonie gestimmten Ganzen.

Herbsttag. Die Landschaft der deutschen Mittelgebirgsgegenden erfreut sich heute einer besonderen Gunst der Maler. Die sanften Höhenzüge kommen der Freude an bestimmt gezeichneten, großen Linien entgegen, die sich jetzt wieder geltend macht; die Dörfer und Städtchen, die in den Senkungen zwischen den Höhen eingebettet liegen, gewähren von der Höhe einen lieblichen Anblick. Der Münchener Paul Hey gehört zu der Gruppe von Malern, deren Kunst nicht mehr von den Stürmen der ersten Zeit in der modernen Bewegung zeugt, die aber

in ehrlicher Arbeit das Gewonnene verwerthen, als ruhige, gefestigte Künstler schlichte Bilder ohne große Ansprüche, aber von ernster und tiefer Auffassung malen. Von der Bank unter den beiden mächtigen Linden geht auf unserem Bilde der Blick hinunter in das Thal und über die Dächer der kleinen Stadt und darüber hinweg zu der weiten Hochebene, die bis an den Horizont sich erstreckt. Es ist Herbst, alle Felder wurden längst abgeerntet, die Höhen sind kahl und von den Bäumen fällt Blatt um Blatt. Es ist schon früh hier oben, der alte Hirte, der auf der Bank sitzt, hat den Mantel über die Schulter geworfen, um sich vor dem schiefen Winde zu schützen. Der Dirne freilich, die im Vorbeigehen auf ein paar Worte bei ihm stehen geblieben ist, macht das nichts, sie läuft herum, als wäre es im Hochsommer, dem jungen Blut wird das rauhe Wetter noch nicht gefährlich.

Sin- und Ausfälle.

Schlägt ein Mensch todt den andern,
So nenn' es ein Jeder Mord;
Doch tödten sich tausend im Kampfe —
So braucht man ein and' res Wort!

Was heut' Ihr Recht nennt und verbrieft —
Da, wenn Ihr Euch recht tief vertieft
In's Buch der Zeit, — Ihr werdet lesen:
's ist Raub und Unrecht einst gewesen!

Sieh, wach' ein Zug um diese Nase liegt,
Ich glaube gar, der fromme Mann, er riecht
Manchmal aus längst vergang'ner Zeitenluft —
Mit Schmunzeln eines Keckerbratens Duft!

So rührend pries er heute das Glück
Der Armen vor seinen Frommen —
Er hat, die Antwort kam gestern zurück,
Gehaltszulage bekommen! Oscar Wilde.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Deuthstraße 2, zu richten.